Philipp Sarasin, 1977. Eine kurze Geschichte der Gegenwart

Suhrkamp Verlag: Berlin 2021. 503 Seiten, € 32,00

Es ist ein durchaus reizvolles Setting, das das zu besprechende Buch rahmt: Welche Themen, Konzepte und Fragestellungen, die uns heute noch bewegen, waren bereits im Jahr 1977 angelegt, und welche Texte, Quellen, Theorien standen den Zeitgenossen dazu in diesem Schnittjahr zur Verfügung? Für das vorliegende Buch versucht der Autor ausschließlich Material zu verwenden, das 1977 bereits erschienen war, um gewissermaßen seinen Blick nicht durch spätere Ereignisse und Erkenntnisse verfremden zu lassen.

Allerdings zeigen die der Gliederung zugrundeliegenden Konzepte „race" (Kapitel 3), „self" (Kapitel 4), „culture" (Kapitel 5) und „nature" (Kapitel 6), dass man sich wohl doch nicht so einfach aus der Gegenwart beamen und von 1977 aus zurück in die Zukunft blicken kann. Es macht die Besprechung nicht einfacher, dass die Konzepte nicht zueinander in Beziehung gesetzt werden, etwa als Gegensatz, sondern vielmehr als Illustrationen eines Kapitels bespielt werden, dessen Inhalt dann sehr heterogen und assoziativ geraten kann. Den einzelnen Kapiteln sind jeweils ausführliche Biographien von Menschen vorangestellt, die 1977 starben und deren Lebenswerk exemplarisch mit den darin behandelten Themen verknüpft ist. Diese Menschen verkörpern gewissermaßen exemplarisch Konzepte – eine Afroamerikanerin steht also für Rasse und Geschlecht zugleich und ein Ökonom für die Natur des Marktes, im Gegensatz zum Dichter, der für die Kultur zuständig ist; damit bedient sich der Autor eines Verfahrens aus dem 19. Jahrhundert, des literarischen Realismus' eines Balzac und Zola, einer sehr bürgerlichen Erzählform aus der Zeit des Historismus. Die Vereinheitlichung mit einem Stichjahr trügt, denn tatsächlich wa-

ren wohl die meisten der derart in den Vordergrund gehobenen Menschen 1977 bereits vergessen. Ihr Hauptwerk war mitunter sogar vor dem Zweiten Weltkrieg entstanden und damit ein Produkt der klassischen Moderne, nicht der Postmoderne. Die genannten Persönlichkeiten wollten mit ihren Texten (Schlag-)Seiten des 20. Jahrhunderts geraderücken und bekämpfen und hätten es sich verbeten, als postmodernes Zitat zu enden. Die Kluft zwischen den „Rassen" und den „Geschlechtern" wird hier nicht diskutiert, sondern zu einem impressionistischen Lesebuch geglättet, dem es letztlich vorrangig um die autobiographischen Erlebnisse eines generationellen „Selbst" geht. Im Folgenden soll der Inhalt dieses Textstroms so gut zusammengefasst werden, wie es dessen Schlingen erlaubt.

Die Einleitung begründet den insgesamt eher pessimistischen Unterton dieses Überblicks, der sich aus dem gewählten Jahr ergibt. 1977 läutet für Sarasin die Postmoderne ein, und es ist, wie der Titel des zweiten Kapitels formuliert, der „Herbst der Revolution". Damit ist der politische Einschnitt, ja die Eiszeit gemeint, den die Morde in Stammheim für die bundesrepublikanische Linke und die Gesamtgesellschaft herbeiführten. Mit der vorangestellten Biographie von Ernst Bloch lässt der Autor auch das Prinzip Hoffnung aller linken Illusionen sterben, denn diese führen für ihn entweder in den terroristischen Tod der RAF oder in den kommunistischen Gulag. Sarasin positioniert sich hier unmissverständlich, indem er aus den antikommunistischen Renegaten André Glucksmann und Bernard Henri-Lévy Schöpfer des Biotops macht, das Michel Foucault emporwachsen lässt, mit dem sich der Autor jahrzehntelang auseinandergesetzt hat. Auch in diesem Werk kommt Sarasin leider nicht wirklich von Foucault los und auch nicht von der Vorstellung, dass die Diskurse einer Zeit alle ineinander übergehen, miteinander verschränkt sind und wie Greifarme ein und desselben Oktopus das Jahr 1977 umschlingen. Es ist aber nicht der globale Erdölschock von 1973 und der Bericht des *Club of Rome* aus demselben Jahr, worin der Menschheit die Begrenztheit der fossilen Ressourcen vorgerechnet wird, mit dem Sarasins Abkehr vom

Modernitätsparadigma beginnt, sondern das offensichtlich rein politisch definierte Datum 1977. Dadurch verabschiedet er sich vom bisherigen Konsens, das Misstrauen in die Moderne mit dem Starren auf steigende Benzinpreise starten zu lassen. Stattdessen stirbt für ihn das Vertrauen in die Zukunft durch böse terroristische Menschenhand und die Entzauberung der sozialistischen Welt durch neue französische Philosophen, die als ehemalige Kommunisten wissen, was sie zertrümmern. 1977 markiert für ihn den Herbst jeglicher „utopischen" Theorien, die dem Menschen als geschichtsmächtigen Individuum Mitsprachemöglichkeiten zur Veränderung der Umwelt einräumen. Geschichte geschieht als Abfolge von Phänomenen, die der Historiker bloß noch kulturalistisch beschreiben kann und vor deren sozialer Bewertung er sich hüten sollte. Die Frage nach Klassengegensätzen und -kämpfen wird mit Ernst Bloch und im „deutschen Herbst" gleich zu Beginn als unrealistischer, naiver und gefährlicher Religionsersatz entsorgt; vom Gleichheitsimperativ der Aufklärung bleiben wenig mehr als Geschmacksunterschiede, Hautfarben und die Sehnsucht nach Unisexmode übrig.

Um doch noch zu etwas erhebenderem Pathos zu gelangen, widmet sich das dritte Kapitel, das auf den Abgesang linker Revolutionen folgt, doch noch einem großen sozialen Kampf, der sich bei uns seit dem Tod George Floyds im brüsken Auftauchen vieler Menschen „of colour" in der Werbung manifestiert. Und so erstaunt es auch nicht, dass gerade diese topmodische Form der Differenz Sarasins Album einläutet – zuvor war zwar Rap hip, aber so wirklich angekommen war die herausgeschriene Wut über die durch Polizeiwillkür täglich gefährdeten Afroamerikaner"innen hierzulande nicht. Es geht also um Menschenrechte, Minderheiten und die Politik der Differenz. Den Abschnitt eröffnet die eindrückliche Biographie der afroamerikanischen *Civil-Rights*-Aktivistin Fannie Lou Hamer. Das Kapitel befasst sich aber weniger mit Menschenrechten als mit dem Recht auf körperliche Unversehrtheit und dem Schutz vor Folter, gewissermaßen mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner, der für Sarasin noch aus der

Französischen Revolution rettbar erscheint. Der eigentliche Skandal von 1977 ist für den Autor diesbezüglich die widerwillige Aufklärung der (Ex-)Linken über den Archipel Gulag, der wie kein Lagersystem zuvor den Zeitgenossen erst die Frage nach dem Wegsperren „infamer" Bevölkerungsanteile durch verblendete Ideolog*innen nahebringt. Dass jetzt nur noch *no future* angesagt war, zeige auch die *Out-of-society*-Position des damals neuen britischen Punk, dessen Geschichte darauf kurz eingeschoben wird, direkt vor einem knapp gehaltenen Unterabschnitt zur „feministischen Wende".

Diese Strickart zieht sich durch das ganze Buch: Für den Autor spiegeln sich die Zeitläufe im Wandel vor allem nichtsprachlicher Medien wie Musik, Architektur, Esoterik und Buddhismus, Computer und Disco, die hier offenbar als eine Art Foucault'scher Metadiskurs der Gegenwart, als zudröhnendes Rauschen der sich verändernden Gesellschaft dienen. Auch wenn diese Einschübe und oft seitenlange Exkurse zur Geschichte des Personal Computers sich durchaus interessant lesen, mitunter aber arg kurz und politisch entschärft geraten sind wie der Abschnitt zur Architektur, so sind sie der dominante Gegenpol zu den eindrücklichen Biographien, die den Kapiteln vorangestellt sind. Es hinterlässt den Eindruck, dass diese Individuen durchaus Gesellschaft und Geschichte nachhaltig verändert haben mögen, aber insgesamt die Masse doch vor allem von Gebrauchsgegenständen, Moden, also vor allem von Konsumgütern im historischen Fluss gehalten wird. Dass dabei elementare Bedürfnisse wie gutes Wohnen und Flucht vor Sinnentfremdung irgendwie in dieselbe Schiene gegossen werden, entgeht angesichts der lockeren Aneinanderreihung von Themen, die vor uns aufploppen als buntes Hippie-Abgesangs-Kaleidoskop, ohne von politischen Betrachtungen behindert zu werden.

Sarasin outet den Text dabei in der Einleitung durchaus auch als „Reise zu sich selbst" (Kapitel 4), als Blick seiner Generation. Was in diesem Fall eben auch bedeutet: als Bilanz eines der prominentesten Vertreters der Kulturgeschichte, der Freude an gehobenen „Kulturmaschinen" (Kapitel 5) hat. Inhalt und Profilbiographien dieser beiden

Kapitel verweisen dabei zurück auf die soziale Zugehörigkeit des sie auswählenden Zeitgenossen: Anaïs Nin, die obsessiv und freizügig schon lange vor 1968 über ihr Promiskuität schrieb, führt in die „Vexierbilder des Ich", in Psychoboom und „spirituelle Globalisierung" ein, ein Abschnitt, der in Betrachtungen zur Identitätspolitik endet, einer lustigen und einleuchtenden Volte des vorangehenden Nachdenkens über Esoterik. Danach hat Jacques Prévert, ein leicht genießbarer und vor allem nur leicht politischer Surrealist, die Ehre, mit seinen Gedichten zur Entstehungsgeschichte des Personal Computers überzuleiten. Darauf folgen Abschnitte über die verbindende Kraft der Disco zwischen *upper* und *lower* Manhattan und über den Zwist der postmodernen Architektur mit den städtebaulichen Idealen eines Aldo Rossi, der deswegen an der ETH Zürich nach kurzer Zeit abgesägt wurde. Angesichts solcher Übergänge und Spiralen über soziale Spannungen hinweg kommt mitunter doch Schwindel hoch.

Dem letzten Kapitel, „Schatten der Natur", steht als Leitvater der CDU-Politiker Ludwig Erhard Pate, als wäre sein Modell der sozialen Marktwirtschaft in den „goldenen 30 Jahren" von 1945 bis 1975 die letztmögliche Form eines Eingreifens der Politik in das Leben der Menschen. Diese letzte Biographie fällt mit der Hemdsärmeligkeit der Figur und ihrer Verwurzelung im biederen Wirtschaftswunder der 1950er Jahre aus dem postmodernen Rahmen von 1977 und sticht ziemlich schräg von ihren Vorgängern ab. Erhard wird paradoxerweise für eine Diskussion über die „Kunstnatur des Marktes" und über liberale Freiheitsideale jeglicher Art herangezogen. Daran schließen sich die Soziobiologie-Debatte und Fragen über die Praktiken der Selbstformung an. Sollten Meme und Gene, so lässt Sarasin abschließend die Frage offen, als ultimative Metadiskurse womöglich ungleich wirkmächtiger sein als der vielbeschworene freie Wille des Menschen? Auf alle Fälle ist 1977 auch das Jahr, in dem das erste Retortenbaby, Louise Brown, das Licht der Welt erblickt, mit deren Biographie die Schlussbetrachtungen beginnen. Die *Brave New World* ereignet sich einfach, ob wir es wollen oder nicht – das scheint abschließend Sarasins Posi-

tion zu sein, der auf den letzten Seiten die gegenwärtige Corona-Pandemie und das drohende Auftrumpfen Russlands und Chinas unterbringen konnte, um damit in den letzten Sätzen wieder zum politischen Rahmen seiner Einleitung zurückzukehren.

Es ist alles in allem eine ernüchternde und auch ermüdende Bilanz der dreißigjährigen Kulturgeschichte, die uns Sarasin hier vorlegt. Sollen mediale Oberflächenstrukturen, die den historischen Wandel *abbilden*, jetzt wirklich das neue Narrativ sein? Denn *erklären* tun sie ihn nicht, und das ist nun mal auch schwierig, wenn Akteure, Multiplikatoren und soziale Rezeptoren in dieser großen postmodernen Erzählung unsichtbar bleiben, zumal als Gruppen, Schichten, Klassen und Eliten. Aber etwas tiefgreifendere Erklärungsversuche täten gerade heutzutage bitter Not, und tatsächlich hätte doch die Kritische Theorie durchaus noch einiges auf Lager, um allerlei irrwitzige Konsumvorlieben der Massengesellschaft auch im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zu analysieren.

Simona Slanicka

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT DUISBURG ESSEN

Offen im Denken

ub universitäts bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

Link: https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico_mods_00077880

Erschienen in: Sozial.Geschichte Online 34 (2023), S. 291-296

Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0 Lizenz (CC BY-NC-ND 3.0) genutzt werden.